



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vorschule zum Studium der kirchlichen Kunst des deutschen Mittelalters

Lübke, Wilhelm

Leipzig, 1873

III. Der romanische Styl.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-76607](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-76607)

III.

Der romanische Styl.

(c. 1000—1200.)

1. Die Basilika.

Man hat den romanischen Styl zufolge einer seltsamen Begriffsverwirrung lange Zeit den byzantinischen genannt. Wohl gab es und giebt es noch jetzt, wie wir oben gesehen haben, einen byzantinischen Styl, der sich dem romanischen gegenüber ungefähr verhält, wie die griechische Kirche zur römisch-katholischen; der zwar einzelne Formen, ja Grundformen des Baues von Rom entlehnte, wie man hinwiederum im romanischen Style wohl einzelne von Byzanz stammende Motive entdecken kann: im Wesentlichen aber sind beide Style weit von einander verschieden, ist der byzantinische eine particuläre Erscheinung, während der romanische der eigentlich „katholische“, d. h. in seiner Allgemeinheit die ganze damalige katholische Welt umfassende war. Wie aber jene Sprachen, die sich aus der altrömischen bildeten, besondere nationale Umgestaltungen der Stamm-Mutter waren: so trat auch der Baustyl, der aus den Formen des römisch-heidnischen sich entwickelte und den man nach richtiger Analogie den *romanischen* genannt hat, in mannichfachen Modifikationen bei verschiedenen Völkern hervor.

Wir haben hier von derselben Form auszugehen, von welcher aller christliche Kirchenbau ausgegangen ist, der römischen *Basilika*. Doch ist es an diesem Orte unsere Sache nicht, die allmähliche Entwicklung und Ausbildung der einfachen Grundform nachzuweisen. Uns sollen hier nur die ausgebildeten Basilikenformen beschäftigen, wie wir sie in Deutschland vom 11. Jahrhundert an bis zum Ende des 12. vorfinden. Zwar wissen wir aus manchen chronikalischen

Nachrichten von Basiliken aus früheren Jahrhunderten; doch sind mit voller Sicherheit kaum solche aus dem 10. Jahrhundert, viel weniger noch ältere nachzuweisen.

Meistentheils waren die zuerst angelegten Kirchen von geringer Beschaffenheit, oft nur aus Holz aufgeführt, und wurden gewöhnlich im Laufe der Zeit durch schönere und grössere, aus Stein errichtete, ersetzt. Aber selbst diese waren, zumal bei den anfangs üblichen Holzdecken, der Zerstörung leicht unterworfen, und so kommt es denn, dass wir zwar oft von der Stiftung einer Kirche aus dem 7. und 8. Jahrhundert wissen, uns aber hüten müssen, die gegenwärtig vorhandene für die ursprüngliche zu halten, was mit wenigen zu zählenden Ausnahmen niemals der Fall ist. Den Namen „Basilika“

(königlicher Bau) mochte man in der Christenheit beibehalten mit Hinsicht auf den „König der Könige“, dem dieses Haus geweiht war. Als wesentliches Merkmal sind zunächst die drei Schiffe zu bezeichnen: das mittlere (*Mittelschiff, Hauptschiff*) breit und hoch, die seitlichen (*Seitenschiffe, Abseiten, Nebenschiffe*) gewöhnlich halb so breit und halb so hoch wie jenes. Diese Verhältnisse werden, mit geringen Abweichungen, bei den Bauten jener Zeit stets beibehalten. Die Construction der drei Schiffe — des Langhauses — ist folgende (Fig. 17).

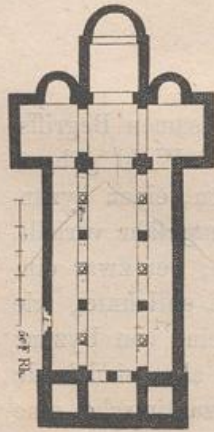


Fig. 17. Roman. Basilika.

In einem Abstände, wie er für die Breite des Mittelschiffes angenommen wird, sind zwei Reihen von Säulen (oder Pfeilern, wovon später) aufgestellt. Jede Säulenreihe (*Arkade*) trägt vermittelst der Halbkreisbögen (*Arkadenbögen*), die je zwei benachbarte Säulen verbinden, eine hohe Wand. Diese beiden Wände — die Seitenwände des Mittelschiffes — steigen empor bis zum Dache, das sich in ziemlich steiler Ansteigung als einfaches Satteldach darüber aufbaut.

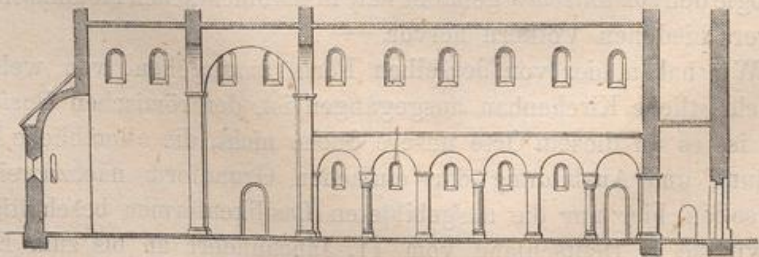


Fig. 18. Längendurchschnitt der Basilika.

Für die Innenansicht der Kirche boten sich also zwei sehr ausgedehnte Flächen dar, zu deren Belebung die Kunst sich verschiedener Mittel bediente. Das eine bestand in dem *Arkadensims*, das heisst, einem aus der Wandfläche hervortretenden schmalen horizontalen Streifen, der sich der Länge nach über den Arkadenbögen hinzieht. (Vergl. den Längendurchschnitt Fig. 18.)

Zuweilen hat man, damit noch nicht zufrieden, einzelne Wandstreifen von den Arkadenträgern aus hinaufgeführt, bis dieselben den Arkadensims treffen (vgl. Fig. 19).

Ein anderes Mittel war die Anordnung von offenen Bogenstellungen, welche die Wand durchbrachen und eine Art von *Galerie* bildeten. Diese Galerie steht häufig in Verbindung mit einer über den Seitenschiffen sich hinziehenden *Empore*, die in volkreichen Orten durch das gesteigerte Bedürfniss und durch die räumliche Beschränkung hervorgerufen wurde. In Deutschland kommen solche Emporen nur am Rhein häufiger, in den übrigen Gegenden höchstens ausnahmsweise vor; z. B.: St. Ursula in Köln, Liebfrauenkirche zu Coblenz, Kirchen zu Andernach, Linz, Sinzig, Grossmünster in Zürich u. A. Bisweilen wird die Wand des Mittelschiffes dadurch gegliedert, dass je zwei der Arkaden durch einen grösseren Bogen umfasst werden. Dies geschieht zumeist dann, wenn schwächere Stützen (Säulen) mit stärkeren (Pfeilern) wechseln, denn da das ganze Wandstück, welches der grosse Bogen einschliesst, in geringerer Dicke aufgemauert wird, so entsteht eine theilweise Entlastung der Säule.

Dies findet man z. B. in den Kirchen zu Echternach bei Trier (Fig. 20), sowie in mehreren sächsischen Bauwerken, wie den Kirchen zu Huyseburg, Drübeck und Ilsenburg.

Ziemlich nah unter dem Dachstuhl wurde eine Reihe von *Fenstern* angebracht, die dem Mittelschiffe Licht gaben. Dies obere Stockwerk pflegt man mit dem Namen *Lichtgaden* zu bezeichnen.

Diese Fenster sind bis in's dreizehnte Jahrhundert klein,

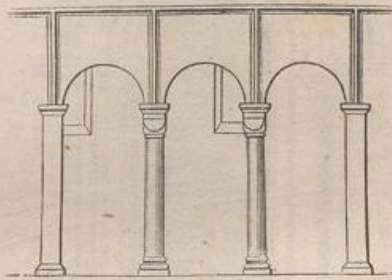


Fig. 19. St. Godehard in Hildesheim.

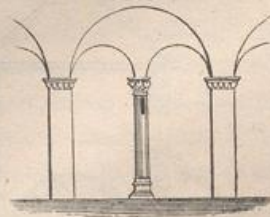


Fig. 20. Arkaden aus Echternach.

obwohl sie im Verlaufe des 12. schon etwas wachsen; ohne Ausnahme sind sie in jenen Zeiten mit Halbkreisbögen oben geschlossen. Die *Laibungen*, d. h. die Seitenwände der Fensternischen, wurden nach aussen wie nach innen beträchtlich abgeschrägt, und zwar sowohl

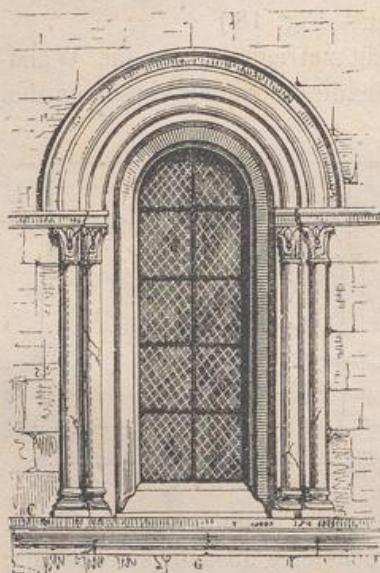


Fig. 21. Reiches Romanisches Fenster.

um das Regenwässer leichter abfließen, als auch um möglichst viel Licht in die Kirche dringen zu lassen. Die inneren Fensterwände boten, gleich den Flächen zwischen Fenstern und Arkadensims, Raum für Wandbemalung dar. Bei reicheren Anlagen der späteren romanischen Zeit, und namentlich der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, finden sich in die zu dem Behufe ausgetiefte Ecke, welche das Fenster mit der Wand bildet, ein oder auch zwei Säulchen eingelassen, aus denen oben Rundstäbe sich fortsetzen, um den Rand des Fensters einzufassen (Fig. 21).

Die Art, wie die drei Räume des Langhauses überdeckt werden, ist in den frühesten Zeiten entweder eine Balkenlage, durch die man von dem Schiffe aus die ganze Dachrüstung, den Dachstuhl, wahrnimmt, eine Anordnung, die man in Deutschland nicht findet; oder eine flache Bretterdecke, die dann meistens zu malerischen Ausschmückungen benutzt wurde.

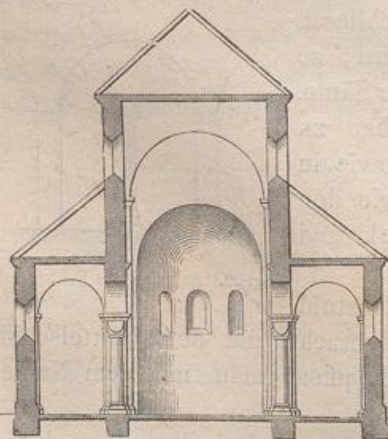


Fig. 22. Querschnitt der Basilika.

Solche Holzdecken sind selbst bei Prachtbauten, wie St. Godehard und St. Michael in Hildesheim, noch bis tief in's 12. Jahrhundert hinein üblich gewesen. Die letztere dieser beiden Kirchen ist die einzige in Deutschland, die noch die volle alte Deckenbemalung bewahrt hat. Der Querschnitt Fig. 22 giebt über die Anlage der Decken in den drei Schiffen genügende Auskunft.

Das Langhaus wird nach Osten abgeschlossen durch drei breite Halbkreisbögen (*Gurten*), das Mittelschiff durch einen Bogen von beträchtlich grösserer Spannung, der dem *Triumphbogen* der altchristlichen Basilika entspricht. Hier nun wird die Längenrichtung der Kirche durch die Querrichtung unterbrochen, die sich in der Form eines *Kreuzschiffes*, *Querschiffes*, *Transepts*, darstellt.

Von den beiden Pfeilern, die den Triumphbogen tragen, und die deshalb bedeutend höher hinaufgeführt sind als die Arkadenstützen, spannen sich auch nach Osten hin zwei grosse Halbkreisbögen, die dort im nämlichen Abstände, wie der Triumphbogen, auf zwei Pfeilern oder vielmehr Wandpfeilern aufsetzen; und indem auch diese wieder in der Querrichtung durch einen Bogen verbunden sind, ist so durch die vier Gurtbögen ein quadratischer Raum umschlossen worden, den man wohl das *Kreuzmittel* oder die *Vierung* nennt. An seine südliche, so wie an die nördliche Seite, legt sich ein ähnliches Quadrat von gleicher Höhe, das von Mauern umschlossen wird, so dass auch nach aussen gleich das Kreuzschiff sich kund giebt, indem es aus dem Kerne des Langhauses, mit dessen Mittelschiff es gleiche Höhe hat, heraustritt (vgl. Fig. 17 u. 18).

Der mittlere Raum des Kreuzschiffes — die Vierung — wurde häufig mit in den Bereich des Chores gezogen und dann durch niedrige Mauern, Brustwehren, *Balustraden*, von den Seitenarmen gesondert. Die Balustraden gaben wieder der Sculptur Gelegenheit zu Ausschmückungen sehr hervorragenden Charakters. Nach der Aussenseite finden wir vielfach die Apostelgestalten angebracht, gleichsam als getreue Hüter des Heiligthums, während die Innenseite manchmal betende Engelfiguren zeigt, wie in der grossartigen Michaelskirche zu Hildesheim. Auch nach dem Langhause zu pflegte dann die Vierung durch eine ähnliche Mauerschranke geschlossen zu sein, an deren dem Schiffe zugewandten westlichen Seite der Altar für die Laien angebracht war, und an welcher zwei Treppen zu zwei Kanzeln (*Ambonen*) führten, von denen herab dem Volke das Evangelium und die Epistel vorgelesen wurde; daher der Name *Lettner* (*Lectorium*) für diese Balustrade geblieben ist. Solche Lettner finden sich z. B. noch im Dom zu Naumburg und in der Klosterkirche zu Maulbronn. (Der neuerdings leider entfernte sogenannte *Apostelgang* im Dom zu Münster ist ein solcher Lettner, aber aus später Zeit. Ebenso der prächtige Lettner im Dom zu Halberstadt.)

Im Osten legt sich an die Vierung ein in gleicher Höhe mit dieser aufgeführter viereckiger, manchmal quadratischer Raum, ge-

wissermassen die Fortsetzung des Mittelschiffes jenseits des Kreuzschiffes. Dies ist der *Chor* oder das *Presbyterium* (Priesterraum). Er pflegt gleich dem Querschiff und den übrigen Theilen der Kirche in den ältesten Zeiten flachgedeckt zu sein. An seine östliche Wand fügt sich nun noch ein Raum, von einer im Halbkreise gezogenen Mauer umschlossen, die nach oben durch ein halbes Kuppelgewölbe sich an die aufsteigende Schlussmauer des Chores legt. Dies ist die *Nische*, *Apsis*, *Abside*, *Tribuna*, *Concha*. Alle diese Benennungen,

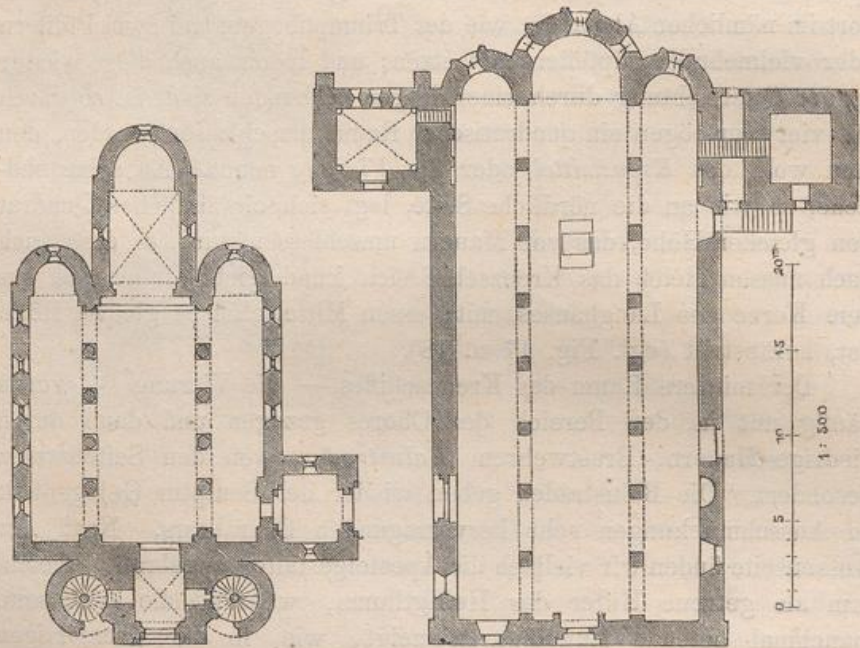


Fig. 23. Kirche zu Brenz.

Fig. 24. Kirche zu Sindelfingen.

mehr oder minder genau, werden für den in Rede stehenden Theil der Kirche in Anwendung gebracht. Auf der Gränze der Apsis und des quadratischen Chorraumes erhebt sich der Altartisch, so dass ein Umgang um denselben frei bleibt, was um so nothwendiger war, da ursprünglich der das Opfer verrichtende Priester hinter dem Altare stand, das Angesicht der Gemeinde zuwendend. Die Mauer der Apsis ist gewöhnlich durch drei Fenster durchbrochen, in derselben Form wie die übrigen Fenster, nur bisweilen von etwas grösseren Verhältnissen. Die Wölbung der Apsis wurde durch die Malerei mit den erhabensten Darstellungen geschmückt; meistens

war es Christus als Weltheiland und Weltrichter, auf dem Regenbogen thronend in mandelförmigem Medaillon.

Während dies die in Norddeutschland, namentlich in den sächsischen und thüringischen Gegenden, herrschende Form ist, begegnet uns besonders im südlichen Deutschland bis nach Oesterreich und Ungarn hinein eine schlichtere Anlage des Grundrisses, welche auf *das Kreuzschiff verzichtet*. Wie jene Bauten ihre Vorbilder in den reicher entwickelten römischen Basiliken haben, so gehen diese

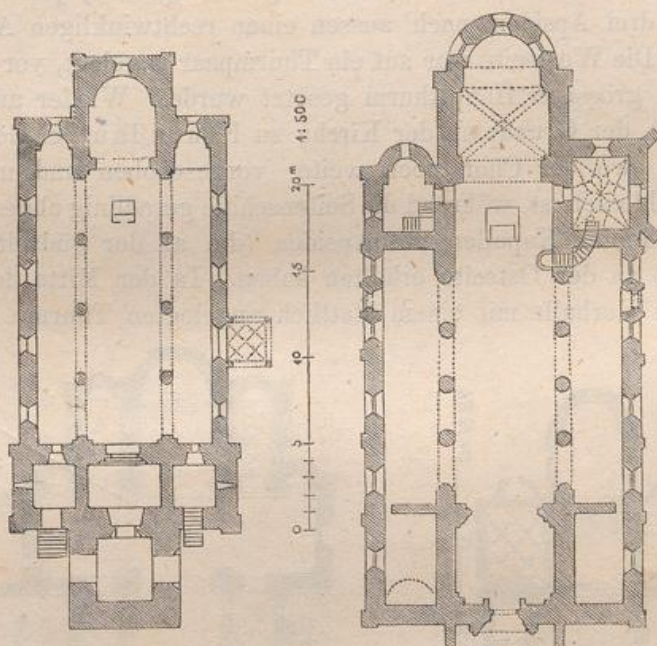


Fig. 25. Kirche zu Neckarthalflingen.

Fig. 26. Kirche zu Faurndau.

auf die einfacheren Anlagen zurück, wie die altchristliche Zeit sie besonders zu Ravenna, aber auch zu Rom und anderwärts hervorgebracht hat. Doch finden sich wiederum selbst bei dieser Vereinfachung manche Unterschiede der Behandlung. Am übersichtlichsten gestaltet sich der Plan, wenn alle drei Schiffe zu gleicher Länge fortgeführt sind und an derselben Stelle durch drei Apsiden schliessen, von denen die mittlere durch grössere Breite und Tiefe über die beiden seitlichen hervorrägt. So an der Kirche zu Sindelfingen bei Stuttgart (Fig. 24), die auch darin der altchristlichen Gewohnheit folgt, dass sie ihren Glockenthurm, wie es oft in Süddeutschland und der Schweiz vorkommt, isolirt vom Kirchengebäude an der Südseite

hat. In anderen Fällen hat man aber den Chor dadurch wirksamer hervorzuheben gesucht, dass man ihn um ein Bedeutendes über die Seitenschiffe hinaus durch eine Verlängerung des Mittelraumes vortreten und dann erst durch eine Apsis enden liess. Dies Verhältniss zeigt die kleine Kirche zu Brenz unweit Günzburg (Fig. 23), die ausserdem an der Südseite ein stattliches Paradies und an der Westseite einen mit zwei runden Treppenthürmen flankirten Thurm aufweist. Aehnlich, nur nicht so weit vorgeschoben, ist die Chorbildung an der Kirche zu Neckarthailfingen (Fig. 25), jedoch haben hier die drei Apsiden nach aussen einen rechtwinkligen Abschluss erhalten. Die Westseite war auf ein Thurmpaar angelegt, vor welches später ein grösserer Hauptthurm gesetzt wurde. Wieder anders gestaltet sich der Grundplan der Kirche zu Faurndau bei Göppingen (Fig. 26), wo der Chor noch weiter vorgeschoben und mit einer Apsis geschlossen ist, während die Seitenschiffe geradlinig abgeschnitten sind und kleine Kapellen mit Apsiden (die an der Südseite später umgebaut) an der Ostseite erhalten haben. In der Mitte der Westfacade die Vorhalle mit einem stattlich angelegten Thurme.

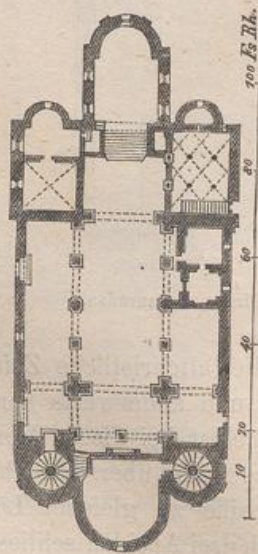


Fig. 27. Kirche zu Gernrode.

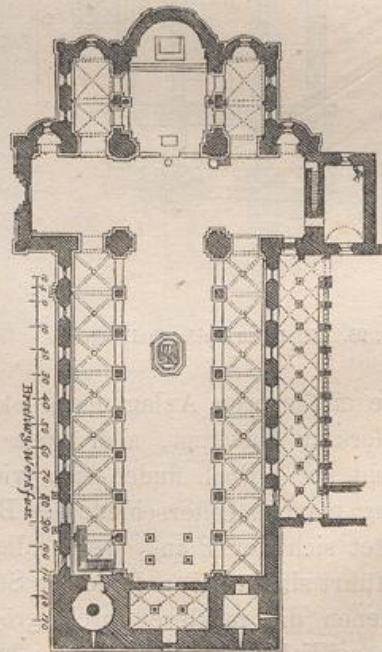


Fig. 28. Abteikirche zu Königslutter.

Dies die einfachste Basilikenanlage, wie sie seit dem 11. Jahrh. in Deutschland auftritt. Doch war es bei reicherm Grundplan gerade

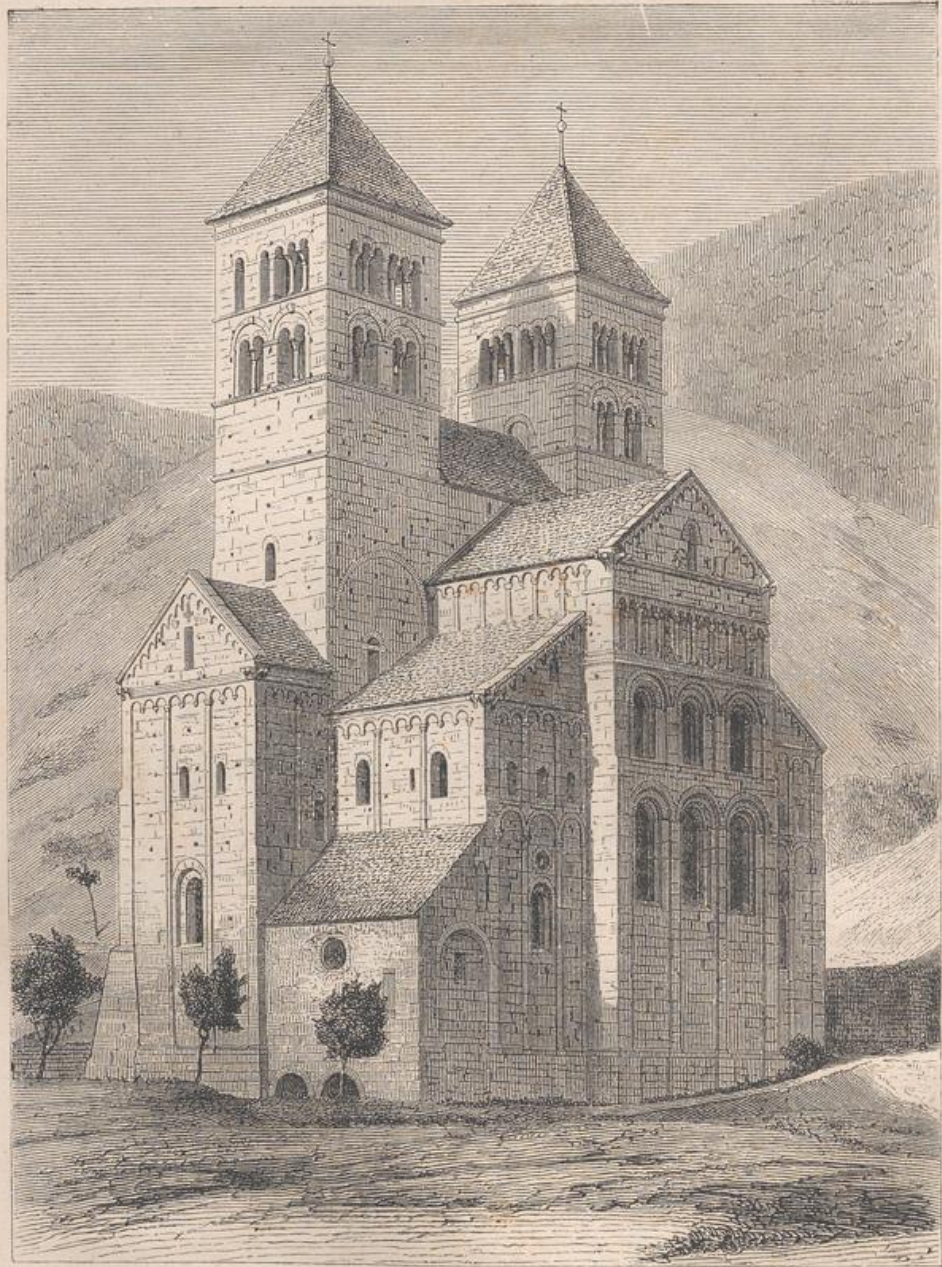


Fig. 29. Kirche zu Marbach.

der östliche Theil der Kirche, der zu mannichfachen Zusätzen Veranlassung gab. Am häufigsten ist der, dass die beiden Arme des Kreuzschiffes in ihrer Ostmauer zwei kleinere *Nebenabsiden*, für Seitenaltäre bestimmt, erhalten (vgl. Fig. 28); manchmal auch wird neben dem Chore an jeder Seite noch eine Nebenkapelle, gleichsam als Verlängerung der Seitenschiffe angebracht (vgl. in Fig. 27 den Grundriss der Abteikirche zu Königs-lutter), die dann in einer kleineren Apsis schliesst. Bei einigen der älteren Kirchen kommt es wohl vor, dass das Kreuzschiff nicht so weit nach beiden Seiten ausladet, sondern nur eben über das Seitenschiff heraustritt, wie zu Gernrode (Fig. 28). Bisweilen findet sich auch eine derartige Vereinfachung des Chorplanes, dass mit Fortlassung der Hauptapsis die Kirche rechteckig schliesst. So besonders in Cisterzienserkirchen, wie zu Loccum, Marienthal bei Helmstädt, Lilienfeld in Oesterreich, Neuberger in Steiermark; dann auch häufig in Westfalen, z. B. an den Domen zu Paderborn und Osnabrück. Als Beispiele des gradlinigen Chorschlusses geben wir die Abbildung der Kirche zu Murbach im Elsass, deren Langschiff zerstört ist, während das Querschiff zwei Thürme aufzuweisen hat (Fig. 29). Eine besonders reiche, in Frankreich sehr beliebte, in Deutschland dagegen seltene Anordnung ist es, wenn die niedrigen Abseiten als Umgänge um den halbkreisförmig oder gradlinig geschlossenen Chor sich fortsetzen. Ersteres findet man in St. Godehard zu Hildesheim (Fig. 30), letzteres in der Cisterzienserkirche Marienthal in Westfalen.

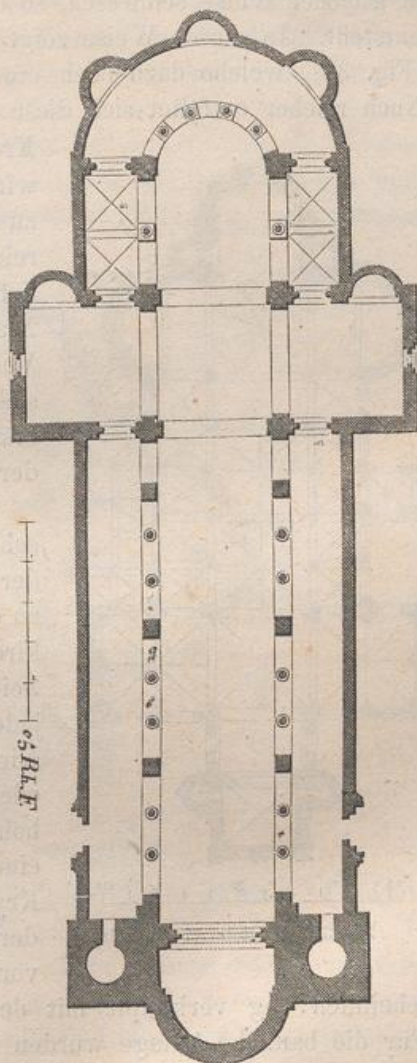


Fig. 30. Kirche St. Godehard zu Hildesheim.

Eine besonders reiche, in Frankreich sehr beliebte, in Deutschland dagegen seltene Anordnung ist es, wenn die niedrigen Abseiten als Umgänge um den halbkreisförmig oder gradlinig geschlossenen Chor sich fortsetzen. Ersteres findet man in St. Godehard zu Hildesheim (Fig. 30), letzteres in der Cisterzienserkirche Marienthal in Westfalen.

Eine besonders grossartige Ausbildung der Chorpartie findet sich mehrfach in den Kirchen des Rheinlandes. Sie fügen nicht blos dem Chor eine Apsis hinzu, sondern lassen oftmals auch die Kreuzarme in gleicher Weise schliessen, so dass ein kleeblattförmiger Grundriss entsteht. In dieser Weise zeigt es die Apostelkirche zu Köln (Fig. 31), welche dazu noch ein westliches Querschiff erhalten hat. Noch reicher entfaltet sich diese Form, wenn der Chor sammt den

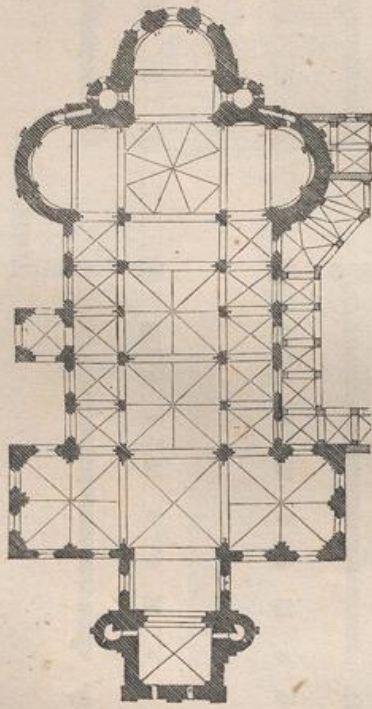


Fig. 31. Apostelkirche zu Köln.

Kreuzarmen von Umgängen umgeben wird, wie an der Kapitolskirche zu Köln (Fig. 32). Auch für diese reichere Gestaltung des Grundrisses liefert die altchristliche Zeit in der Marienkirche zu Bethlehem das Vorbild. Wie prächtig diese Anordnung sich auch am Aeusseren ausspricht, ersieht man aus der östlichen Ansicht der Apostelkirche (Fig. 53).

Es bleibt nur noch übrig, einer sehr wichtigen und für die Gestaltung der Basilika hochbedeutsamen Anlage zu erwähnen: der *Krypten* oder Gruftkirchen. In der älteren romanischen Zeit findet sich nämlich unter dem Chore jeder grösseren Kirche noch eine zweite Kirche mit Gewölben, die auf Säulen oder Pfeilern ruhen und mehrere gleichhohe Schiffe bilden, mit Apsis und mit einem Altare in der Apsis. Diese Krypten, die erweiterte Nachbildung der in den altchristlichen Basiliken vorkommenden *Confessio*, waren wahr-

scheinlich eng verknüpft mit den Gedächtnissfeiern der Märtyrer. Für die bauliche Anlage wurden sie insofern einflussreich, als durch sie der Raum des Chores beträchtlich erhöht wurde, und man daher diesen heiligsten Theil der Kirche durch eine Reihe von Stufen von dem übrigen Raum sondern und über denselben hinaus erheben musste. Der Umfang der Krypta ist sehr verschieden: das Minimum ihrer Ausdehnung ist der Raum der Hauptapsis und des Chores; das Maximum die Ausbreitung auch auf das ganze Kreuzschiff, wie in der Stiftskirche zu Quedlinburg. Der Eingang zur Krypta liegt

entweder an der vorderen Seite zwischen den beiden zum Chor hinaufführenden Treppen, oder auf beiden Seiten in den Nebenschiffen, wie z. B. in der Stiftskirche zu Ellwangen.

Noch eine wichtige Anlage war die der *Logen* oder *Emporen*, die sich meistens in dem westlichen Theile des Mittelschiffs finden, auf Säulen und Pfeilern mit Gewölben ruhen und gleichsam ein zweites Geschoss bilden. Der Raum unter denselben gewährt dann in der Regel eine *Vorhalle*. Die Loge diente entweder als Nonnenchor (so in der Stiftskirche zu Gandersheim), oder sie war vielleicht bestimmt, besonders ausgezeichnete Personen aufzunehmen.

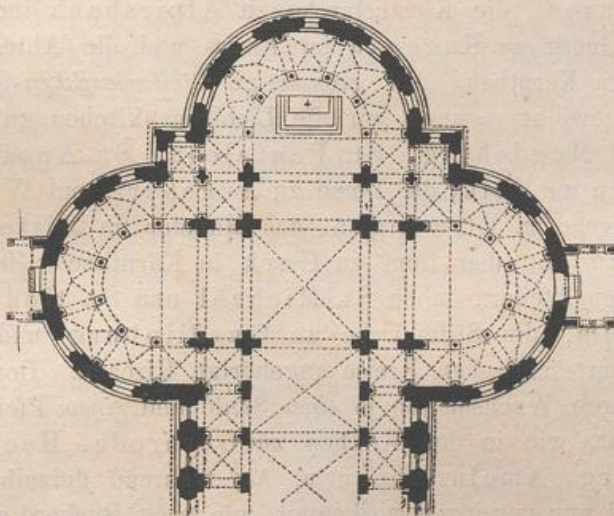


Fig. 32. Kapitelskirche zu Köln.

Bisweilen finden sich auch Logen in einem oder in beiden Flügeln des Kreuzschiffes (St. Michael zu Hildesheim).

Endlich ist noch zu bemerken, dass in grossen Cathedral- oder Abteikirchen bisweilen die Anlage eines *zweiten Chores* sammt Apsis und bisweilen auch sammt Kreuzschiff und zweiter Krypta gefunden wird, der einem besonderen Heiligen gewidmet und vielleicht für den Pfarrgottesdienst eingerichtet war. So in den Domen zu Bamberg, Mainz, Naumburg und den Stiftskirchen zu Gernrode (vgl. den Grundriss Fig. 28), St. Michael und St. Godehard in Hildesheim (Fig. 30), St. Sebald zu Nürnberg u. A.

Wir haben uns nun zur Betrachtung der einzelnen Glieder zu wenden, und beginnen mit den *Stützen der Arkadenbögen*, in deren

Anordnung sich eine besondere Mannigfaltigkeit zeigt. Sie sind entweder durchweg *Säulen* oder *Pfeiler*, oder eine Mischung von beiden. Auch diese Mischung ist wieder verschiedener Art: manchmal wechselt nämlich in der Reihe je eine Säule mit einem Pfeiler (vgl. Fig. 17 u. 18); manchmal folgen zwei Säulen auf einen Pfeiler (siehe Fig. 30). Reine Säulenbasiliken kommen nur in Süddeutschland öfter (vgl. die Kirchen zu Brenz, Neckarthailfingen, Faurndau (Fig. 23, 25, 26), in den übrigen Theilen nicht eben häufig vor. Die bedeutendsten sind die Klosterkirchen zu Hamersleben in Niedersachsen, Paulinzelle in Thüringen, Hersfeld in Hessen, Limburg an der Hardt, Heilsbronn in Franken, der Dom zu Constanz, das Münster zu Schaffhausen, die Klosterkirche zu Alpirsbach im Schwarzwald, S. Georg zu Hagenau im Elsass und die Abteikirche zu Sekkau in Kärnthen. Als grossartige *Pfeilerbasiliken* (zum Theil später eingewölbt) nennen wir die Liebfrauenkirchen zu Halberstadt und Magdeburg, St. Pantaleon, St. Aposteln und St. Martin zu Köln, die Dome zu Augsburg und Würzburg, die Stiftskirche zu Ellwangen, das Münster zu Mittelzell auf Reichenau und den Dom zu Gurk in Kärnthen. *Zwei Säulen* zwischen den Pfeilern haben St. Michael und St. Godehard zu Hildesheim; die Stiftskirche zu Quedlinburg und mehrere andere, dem sächsischen Kreise angehörige Kirchen. Dort ist auch der einfachere Wechsel von je *einer* Säule und *einem* Pfeiler besonders beliebt, wie in den Kirchen zu Gernrode, Hecklingen, Huyseburg, Amelunxborn u. A., während derselbe in Süddeutschland nur vereinzelt vorkommt, wie an St. Burkard zu Würzburg und der Kirche zu Weinsberg.

Die Begriffe *Säule* und *Pfeiler* werden vielfach verwechselt. Beide sind darin gleich, dass sie selbständige, frei gestellte, zum Stützen bestimmte Glieder sind. Der Verschiedenheiten aber giebt es unter beiden mehrere. Der *Pfeiler* zeigt im Wesentlichen nur einen Bestandtheil, denn die *Basis*, die er dort hat, wo er auf den Boden aufsetzt, bildet meistentheils nur ein unbedeutendes Glied von einigen horizontalen Profilirungen; und der *Kämpfer* (das *Kämpfergesims*), der ihn nach oben abschliesst, ist auch nichts Weiteres, als eine aus einem oder mehreren schmalen horizontalen Gliedern bestehende Begränzung. Innerhalb dieser beiden Theile, des Kämpfers und der Basis, gestaltet sich der Pfeiler als ein in der Regel rechtwinkliger, viereckiger, aber auch wohl polygoner aus horizontal geschichteten Steinen aufgeführter Mauerkörper.

Die *Säule* dagegen, wie sie in der christlichen Architektur sich ausgebildet hat, besteht aus drei gleich bedeutsamen Gliedern: dem *Fusse* (der *Basis*), dem *Stamme* (*Schafte*), dem *Kopfe* oder *Kapitäl*. Die Bildung der Basis ist den Formen der antik griechischen Kunst entlehnt, insofern fast durchweg die *attische Basis* angewandt wird. (Fig. 33). Dieselbe besteht aus drei, durch schmale Plättchen verbundenen Gliedern, nämlich einem oberen (engeren) und einem unteren (weiteren) *Wulst* oder *Pfuhl*, zwischen denen eine *Hohlkehle* den Uebergang bildet. Unter diese Glieder legt die romanische Architektur noch eine kräftige *Platte* (*Plinthe*), die eine einfache viereckige Grundlage für Basis und Säule gewährt. Die Bildung dieser Theile ist indess sehr verschieden, je nach dem Grade der geringeren oder stärkeren Ausladung, so wie der kleineren oder grösseren Höhe derselben; es gibt attische Basen von *steiler* und *flacher* Bildung. Wie aber die Kunst des Mittelalters kein Element aus einem anderen Baustyle ohne Weiteres aufnahm und bloss nachahmte, sondern jeder Form durch Umgestaltung einen ganz besonderen, spezifischen Geist aufprägte, so geschah es auch mit der attischen Basis. Da wo der untere Wulst auf die viereckige Platte aufsetzt, entstand, bei der runden Grundform des Wulstes, auf jeder der vier Ecken eine leere Fläche. Um diese auszufüllen und den Uebergang von der runden Form in die viereckige nach allen Seiten sanft und gleichmässig herbeizuführen, legte man auf jede dieser Ecken ein als kleiner

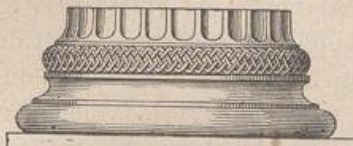


Fig. 33. Attische Basis.

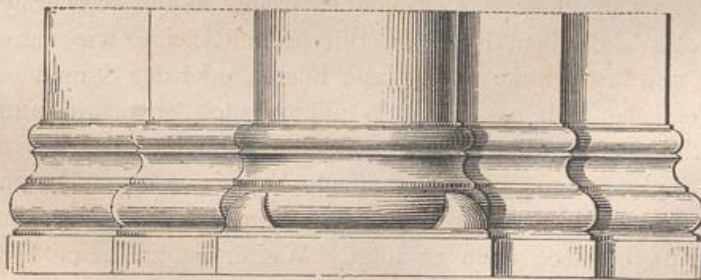


Fig. 34. Pfeilerbasis aus der Kirche zu Laach.

Pflock oder Knollen geformtes Glied, das sich an die Rundung des Wulstes anschmiegt und *Eckblatt* genannt wird. (Fig. 34 zeigt die primitivste Form des Eckblattes an dem mittleren (runden) Theil der

Basis, während die übrigen (eckigen) Theile es nicht besitzen.) Dieses Eckblatt tritt in mannigfacher Gestalt auf, indem zuerst die beiden Seiten des Knollens gleichsam breiter und dünner ausgedehnt werden, so dass sie, am oberen und unteren Rande um sich greifend, den Wulst wie eine theilweise Umhüllung umgeben; man kann diese Form die *hülsenförmige* nennen. Endlich wird, da die unerschöpfliche Gestaltungskraft der mittelalterlichen Kunst nie still steht, das Eckblatt auch durch die verschiedensten Pflanzen- und Blatt-, so wie Thier-Formen belebt.

Im Allgemeinen kann man den Grundsatz aufstellen, dass die attische Basis bis gegen die Mitte des 12. Jahrh. steil gebildet, dann aber immer flacher wird und gleichsam zusammenschumpft, bis sie in gothischer Zeit nur noch in der Form schmaler Bänder auftritt. Mit diesem Flachwerden der Basis steht dann häufig ein Ueberschwellen des runden Wulstes über die Platte in Verbindung, wodurch das Eckblatt verdrängt wird. Zuerst tritt die Basis durchaus ohne Eckblatt auf, und alle romanischen Säulenfüsse, die sich ohne dasselbe finden, darf man als Arbeiten der früheren Jahrhunderte betrachten, da erst im Beginne des 12. Jahrh. nachweisbar das Eckblatt sich zeigt, anfangs als kleiner scharfgekanteter Pflock, dann mehr hülsenförmig und endlich in mancherlei Blatt- und Thierformen spielend. Die Gothik kennt das Eckblatt nicht mehr.

Der *Schaft* oder Stamm der Säule hat als Grundform den Kreis, so wie der Pfeiler das Quadrat zur Grundlage hat. Beide Formen variiren indess, so dass es achteckige und sechseckige (doch niemals viereckige) Säulen, und ebenso polygone und sogar runde Pfeiler gibt. Ferner steigt der Säulenschaft entweder so auf, dass er cylinderförmig oben denselben Kreis im Durchschnitt zeigt, wie unten (eine ziemlich unkünstlerische und seltene Form), oder der Stamm *verjüngt* sich nach oben, d. h. die Säule nimmt nach oben hin allmählich einen kleineren Durchmesser an. Seltener findet sich die an den antiken Säulenordnungen vorkommende *Entasis*, d. h. ein Anschwellen des Schaftes dicht über der Basis, dem dann ein plötzliches Einziehen und Verjüngen nach oben zu folgt. Weiter ist zu bemerken, dass der Schaft der Säule, zwar meistens glatt, doch auch vielfach durch die Sculptur verziert worden ist. Die Zahl und die verschiedenen Arten dieser Ornamente anführen zu wollen, wäre nicht thunlich, da jeder Tag wieder neue Muster an's Licht bringen kann. Doch sind die gewöhnlichsten die gerippte oder geriefte (parallel laufende,

senkrecht gemeisselte Streifen), und die geflochtene, die wieder verschiedener Art ist und zu reichen Ausschmückungen Anlass wurde (vgl. die Säulen am Portale Fig. 51). Endlich ist zu unterscheiden zwischen Säulenschäften, die aus mehreren über einander gesetzten Stücken (Trommeln) bestehen, oder solchen, die aus einem Steinblocke gehauen sind (*Monolithen*).

Das *Kapitäl* besteht wieder aus mehreren Gliedern, dem *Halse*, dem eigentlichen Kerne, und der *Deckplatte*. Der Hals ist ein kleiner runder Wulst, der Schaft und Kapitäl mit einander verbindet. Er ist meistens glatt gearbeitet, bisweilen durch Ornamente verziert. Was nun die eigentliche Form des Kapitäls selbst anlangt, so ist diese sehr verschieden. In der ersten Zeit christlicher Baukunst entlehnte man, da die Kunst der Sculptur ziemlich zu Grunde gegangen war, die Kapitäle den alten heidnischen Tempeln und sonstigen Prachtgebäuden. So wurden noch die Kapitäle zum Münster Karl's des Grossen in Aachen zum Theil aus Italien herbeigeschleppt. Nach einiger Zeit fing man aber an, selbst Kapitäle zu arbeiten, und zwar indem man zuerst die Formen der antiken Style nachahmte. Diese waren in den meisten Fällen das *korinthische Kapitäl*, (oder vielmehr jene Abart desselben, die man das *römische* nennt), selten das einfachere *ionische*. Zugleich haben wir gesehen, dass der byzantinische Styl sich bald ein eigenes *trapezförmiges* Kapitäl mit breitem kämpferartigen Aufsatz schuf (Fig. 13). Jene antikisirenden Bildungen reichen bis in das 11. Jahrhundert hinein. Im Laufe dieses Jahrhunderts schuf man sich jedoch eine ganz neue originelle Form, die man das *kubische* oder *Würfelkapitäl* nennt (Fig. 35).

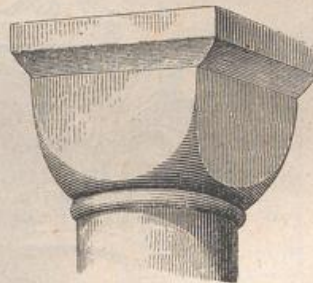


Fig. 35. Würfelkapitäl.

Man denke sich einen Würfel nach unten an den vier Ecken abgeschlagen und mehr oder minder gerundet, so hat man den Kern dieses Kapitäls. Jede der vier Flächen desselben wurde dann nach unten häufig durch einen ausgemeisselten Halbkreisbogen abgeschlossen, so dass ein Bogenfeld entstand, welches bald der Sculptur überlassen wurde zur Belebung mit Thiergestalten, abenteuerlichen Ungethümen, mit Pflanzenformen und gewundenem oder geflochtenem Bandwerk (Fig. 36 u. 37). Man muss sich, beiläufig gesagt, bei der Betrachtung mittelalterlicher Denkmale hüten, diesen so wie ähnlichen

Schöpfungen überall symbolische Bedeutung beilegen zu wollen: sie sind grossentheils, namentlich gegen Ende dieser Periode, wo

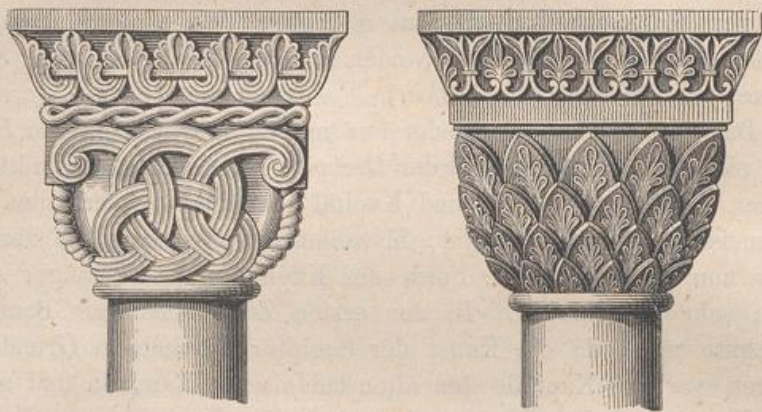


Fig. 36 u. 37. Kapitäl aus St. Godehard in Hildesheim.

das symbolische Moment in Auffassung der ornamentalen Theile von

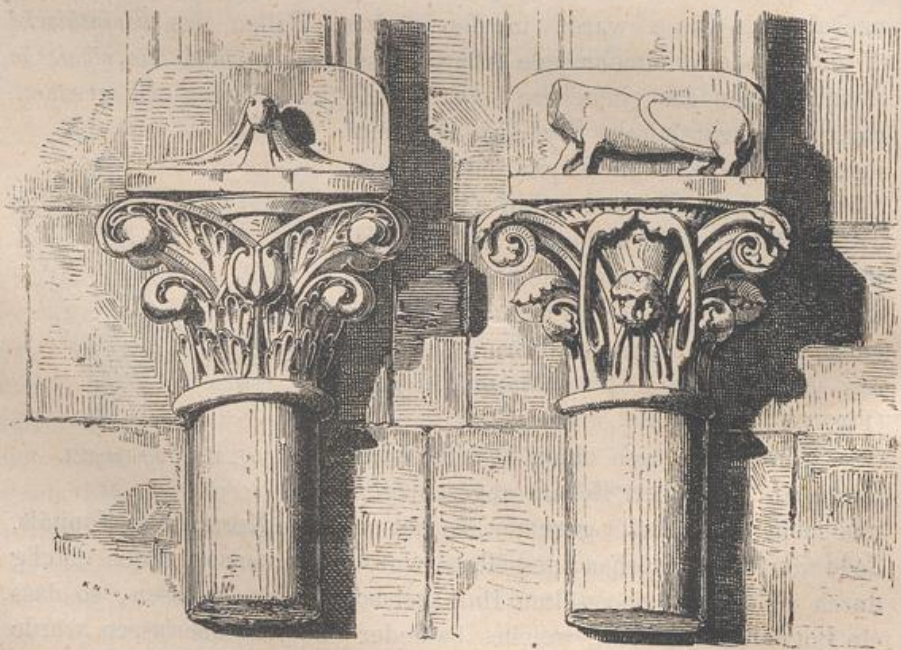


Fig. 38. Kapitäl aus S. Ják in Ungarn.

dem künstlerischen mehr oder minder überflügelt wurde, freie willkürliche Ergüsse einer überreichen, übersprudelnden Phantasie.

Ausser dieser Form treten jedoch noch manche andere Kapitälbildungen auf, unter denen die *glocken-* oder *kelchförmige* eine der zahlreichsten scheint (Fig. 38). Gegen Ende des 12. Jahrhunderts ergeht man sich wieder in freien Nachahmungen der Antike. Immer aber ist das Kapitäl eine der hervorragendsten und beliebtesten Stellen für eine reiche und mannigfache Entfaltung der Sculptur, die an den Säulenkapitälern gerade ihre üppigsten Blüten treibt. Die *Deckplatte* endlich nennt man dasjenige Glied, welches das Säulenkapitäl nach oben abschliesst; sie ist also für die Säule das, was der Kämpfer, mit dem sie dieselbe Profilirung, ärmere oder reichere Bildung theilt, für den Pfeiler ist. Die einfachste Gestalt der Deckplatte ist eine viereckige Platte sammt schräger Schmiege (Fig. 39 b),

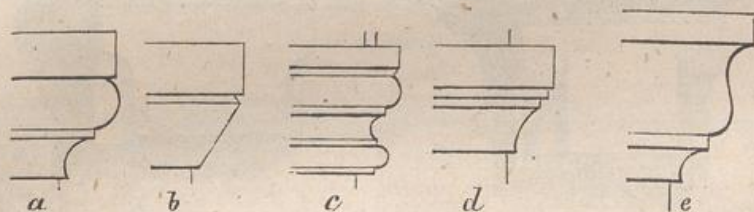


Fig. 39. Romanische Kämpferformen.

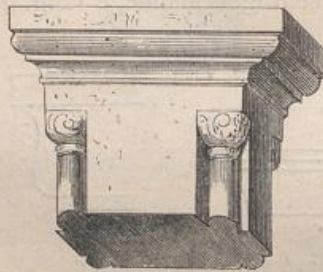
welche letztere häufig mit plastischen Ornamenten ausgestattet wird (Fig. 36 u. 37). Häufig werden die Formen der umgekehrten attischen Basis für die Deckplatte verwendet (Fig. 39 e), oder es tritt ein Wechsel von einer Kehle und einem Wulst ein, wie Fig. 39 a zeigt; endlich wird auch das einfache Motiv der Schmiege wohl weiter ausgebildet (Fig. 39 d). Besonders alterthümlich erscheint die aus der Antike entlehnte Form des Karniseses, eines wellenförmig geschwungenen Gliedes, welches, wie bei Fig. 39 e, sich mit einer Deckplatte und anderen untergeordneten Gliedern verbindet. Alle diese Zusammensetzungen kommen an sämtlichen romanischen Gesimsen vor.

Für die Zeitbestimmung der Kapitäle ist also festzuhalten, dass in der ersten Zeit (karolingische Periode bis in's 11. Jahrhundert) antikisirende Formen auftreten; gegen Mitte dieses Jahrhunderts erscheint das kubische Kapitäl, einfach oder mannigfach verziert; neben ihm wird die Glockenform angewendet, bis endlich gegen Ausgang des 12. Jahrhunderts eine neue, aber feinere und reichere Umbildung antiker Motive her-

vortritt. Doch bleiben auch die kubischen und die glockenförmigen Kapitäle bis gegen Ende der romanischen Epoche in Uebung.

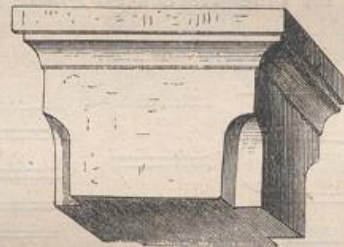
Gegenüber der reichen und mannigfachen Ausbildung der Säule, die wir kennen gelernt haben, begann man auch bald den Pfeiler lebendiger zu gestalten. Zwei Hauptmotive sind es, welche dabei zur Anwendung kamen. Entweder man gab dem Pfeiler an den Ecken eine Abschrägung (*Abfasung*), die auch wohl zu einer rechtwinkligen Auskantung wurde (Fig. 41) und nach oben wie nach unten in einiger Entfernung vom Kämpfergesimse und der Basis mit einem *Ablauf* endete; oder man liess kleine Halb- oder Dreiviertel-

Fig. 40.



Hecklingen.

Fig. 41.



Gernrode.

säulen (Fig. 40) in die dafür ausgesparten Ecken des Pfeilers treten. Manche andere Variationen dieser Art findet man an den Bauwerken des 12. Jahrhunderts.

Ehe wir weiter gehen, möchte hier der Ort sein, noch einiger verwandter Bauglieder zu erwähnen. Das ist der *Pilaster* oder *Wandpfeiler*, ein Pfeiler, der, seiner Selbständigkeit beraubt, einer Wand vorgelegt ist und, gleich dem selbständigen Pfeiler, zum Stützen dient. Ferner die *Ecksäule*, die nichts Anderes ist, als eine in einer Mauerecke angeordnete Säule; die *Halbsäule*, *Dreiviertelsäule*, *Viertelsäule* sind schon aus dem Namen verständlich.

Ausser den Säulenkapitälern sind es die *Gesimsbänder* über den Arkadenbögen und an anderen Stellen, welche in romanischen Gebäuden mit plastischen Ornamenten ausgestattet zu werden pflegen. Diese bestehen (vgl. Fig. 42) vorzugsweise aus Bandverschlingungen, welche mit dem diesem Style eigenthümlichen streng stylisirten Blattwerk sich verbinden. Häufig erhalten die Bänder eine *diamantirte*, d. h. durch an einander gereichte vortretende perlenartige Ornamente belebte Fläche, wie auf unserer Abbildung der Fries der Kirche von Faurndau sie zeigt.

Das Innere des Gotteshauses war für den Christen das Wichtigste, denn es sollte nicht allein zum besonderen Wohnsitze seines Gottes, sondern auch zum Versammlungsplatze für die Gemeinde dienen. Daher war und blieb die Architektur des Innern auch das Wesentlichste beim christlichen Kirchenbau; doch versuchte man bald auch das Aeussere würdig auszuschnücken.



Faurndau.



Denkendorf.

Fig. 42. Romanische Gesimsbänder.

Diess geschah zunächst, indem man die einfache, schlichte Mauerfläche künstlerisch zu beleben, zu gliedern suchte. Ein kräftiger *Sockel*, meistens aus den Bestandtheilen der attischen Basis genommen, bildete den Fuss des ganzen Gebäudes; ein *Dach-* oder *Kranzgesims* schliesst die Mauer nach oben gegen das Dach hin ab. Um diesem Dachgesimse mehr Wirkung zu geben, erfand man bald eine eigenthümliche Verzierung, die man fast ausnahmslos nur am Aeussern der Gebäude angewendet zu haben scheint: den *Bogenfries*, genauer *Rundbogenfries* (Fig. 43—45). Eine Reihe von Halbkreisbögen, die neben einander geordnet und zu einem ununterbrochenen horizontal laufenden Gliede verbunden sind, bilden diesen Fries, der denn auch die mannigfaltigste Behandlung und Ausbildung erfährt.

Entweder wird er in einfachster Art durch rechteckige Mauervorsprünge hergestellt (Fig. 43), oder die Glieder erhalten reichere

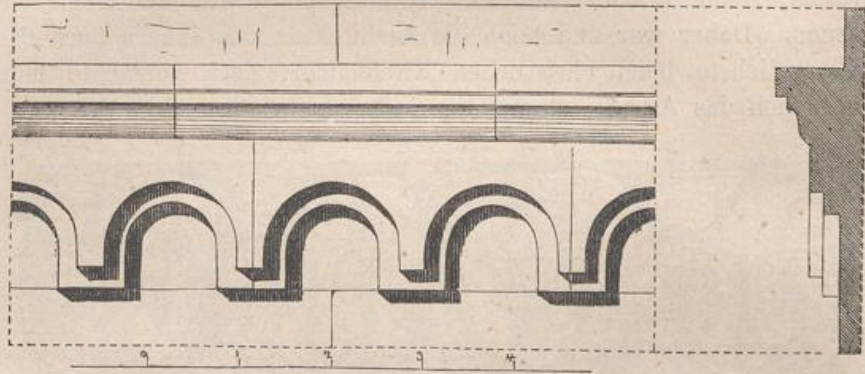


Fig. 43. Von der Kirche zu Schönggrabern.

Schattenwirkung durch einen hinzugefügten Rundstab* (Fig. 44); oder endlich die einzelnen Bögen setzen auf einer Console auf, wobei

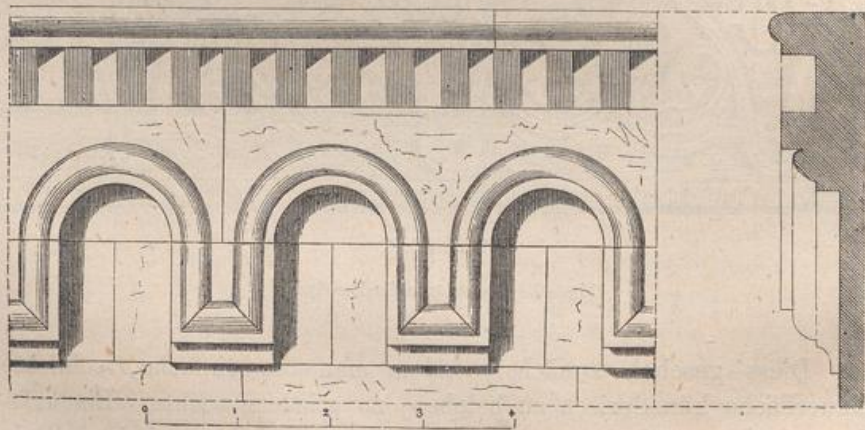


Fig. 44. Von der Kirche zu Schönggrabern.

dann oft noch ein rhythmischer Wechsel in der Behandlung eintritt (Fig. 45).

Auf den Ecken des Gebäudes, so wie an der Mauerfläche in gewissen Zwischenräumen, sind *Lisenen* angebracht, d. h. aufsteigende Wandstreifen, pilasterartige Verstärkungen der Mauer, die den Sockel mit dem Dachfries verbinden und schon in der altchristlichen Zeit, z. B. an den Bauten von Ravenna (Fig. 10) vorkommen. Anstatt

der Lisenen werden auch wohl Halbsäulen gebraucht. Bisweilen tritt zu jenem Bogenfries noch ein anderer Fries hinzu, ein breites

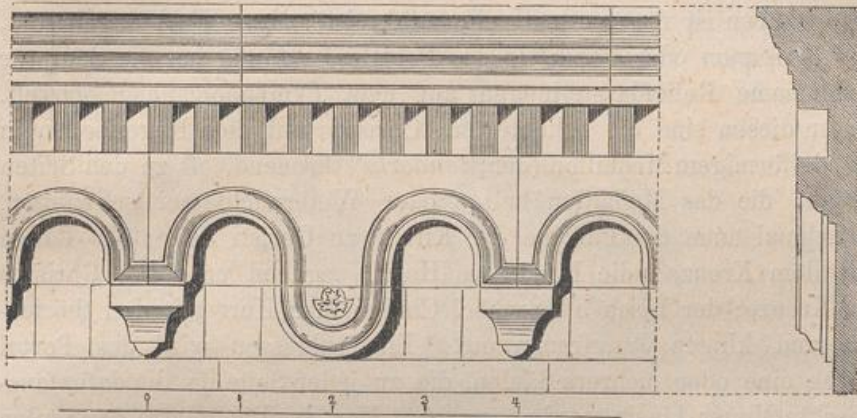


Fig. 45. Von der Kirche zu Schöngrabern.

horizontales Band, aus quadratischen Erhöhungen und Vertiefungen *schachbrettartig* zusammengesetzt (Fig. 46 a), oder ein Band von *schuppenförmigen* Verzierungen (Fig. 46 c), oder endlich, wiewohl in Deutschland seltner, ein *Zickzackband* (Fig. 46 b). Diese Ornamente pflegen auch im Innern an Kämpfern und sonstigen Gesimsen in Anwendung zu kommen. Endlich tritt manchmal, wie an Fig. 44 und 45, ein Fries von übereck gestellten Steinen, eine *Stromschicht*, zum Rundbogenfries hinzu. Auch die Anordnung von *Galerien*, die, von Säulchen getragen, die Chorapsis und selbst die übrigen Haupttheile des Gebäudes bekrönen, wird manchmal beliebt; doch in Deutschland scheint fast nur das Rheinland solche Gallerien an Kirchen zu kennen.

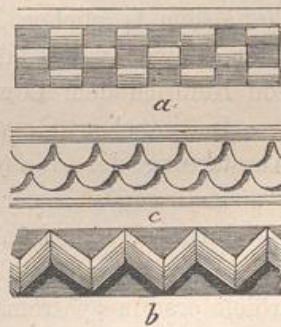


Fig. 46. Roman. Gesimsverzierungen.

Eine der wichtigsten Stellen für die reichere Entfaltung der Aussenarchitektur bieten die *Portale*. Die Basilika pflegt deren mehrere zu haben, obwohl in der Anordnung derselben keine allgemein gültige, unabänderliche Regel zu herrschen scheint. Vielfach findet sich das Hauptportal am westlichen Ende des Mittelschiffes, in der Mitte der Westfaçade; ausserdem werden oft Portale in den beiden Giebelwänden des Kreuzschiffes angeordnet; ja selbst jedes

Seitenschiff hat wohl noch ein eigenes Portal. Die eigentliche Oeffnung des Portales pflegt die gewöhnliche rechteckige zu sein, nach oben begrenzt durch den horizontalen Balken, den *Thürsturz*. Ueber diesem aber ist meistentheils ein halbkreisförmiges Feld angebracht, das *Tympanon* oder *Bogenfeld* des Portales. Häufig hat die Sculptur bedeutsame Reliefdarstellungen auf dem Tympanon ausgemeisselt. Unter diesen sind die beliebtesten: Christus auf dem Regenbogen in mandelförmigem Medaillon (der *Mandorla*) thronend, oft zu den Seiten Engel, die das Medaillon halten oder Weihrauchfässer schwingen, manchmal auch die Patrone der Kirche zu Christi Seite; das Lamm mit dem Kreuze; die Hand des Herrn segnend erhoben; Christus am Kreuze; der Fisch als Symbol Christi; der Herr mit den thörichten und klugen Jungfrauen etc. Eingeschlossen wird das Portal durch eine oder mehrere Säulen, die zu jeder Seite in die dafür ausgeeckte Mauer hineingeordnet werden. Von der Deckplatte der Säulen steigen dann Rundstäbe (je nach der Zahl der Säulen einer oder mehrere) empor, die in halbkreisförmiger Biegung das Tympanon begrenzen. An einigen romanischen Portalen finden sich Löwen angebracht; am Portal der Kirche zu Königslutter bei Braunschweig ruhen die beiden Säulen auf Löwen. Aehnlich an St. Gereon zu Köln. So selten dies in Deutschland vorkommt, so oft trifft man es an den herrlichen Kathedralen Italiens. Irriger Weise hat man solche Löwen wohl dahin deuten wollen, dass die betreffende Kirche von Heinrich dem Löwen erbaut sei.

In manchen Gegenden hat man besonders auf die glänzende Ausstattung der *Westfaçade* Bedacht genommen. Zwei viereckige *Thürme* legen sich vor die Seitenschiffe und steigen auf, unter einander durch eine horizontal abgeschlossene Zwischenmauer verbunden. Dieser Zwischenbau, der die Vorhalle sammt der Empore umfasst, erhielt erst in spätromanischer Zeit einen giebelförmigen Abschluss, der bei gothischen steil ansteigend gebildet wird. In den älteren Kirchen dagegen hat dieser Theil ein eigenes Dach, welches nach der Queraxe der Kirche gerichtet ist und also diesem Wandfelde den horizontalen Abschluss lässt. Manchmal gehen die Thürme oben in's Achteck über; mitunter kommen auch runde Thürme vor, und in diesen haben sich öfter die ältesten Theile des Gebäudes erhalten. Gern pflegt man auch bei grossartigeren Anlagen einen achteckigen Thurm auf die Durchschneidung des Langhauses und Kreuzschiffes zu setzen, oder zwei Thürme an den Seiten des Chores aufzuführen. Auch die Kreuzarme werden wohl mit runden oder polygonen Treppen-

thürmen flankirt. Um von all diesen Formen eine genügende Anschauung zu geben, fügen wir die östliche Ansicht der Abteikirche

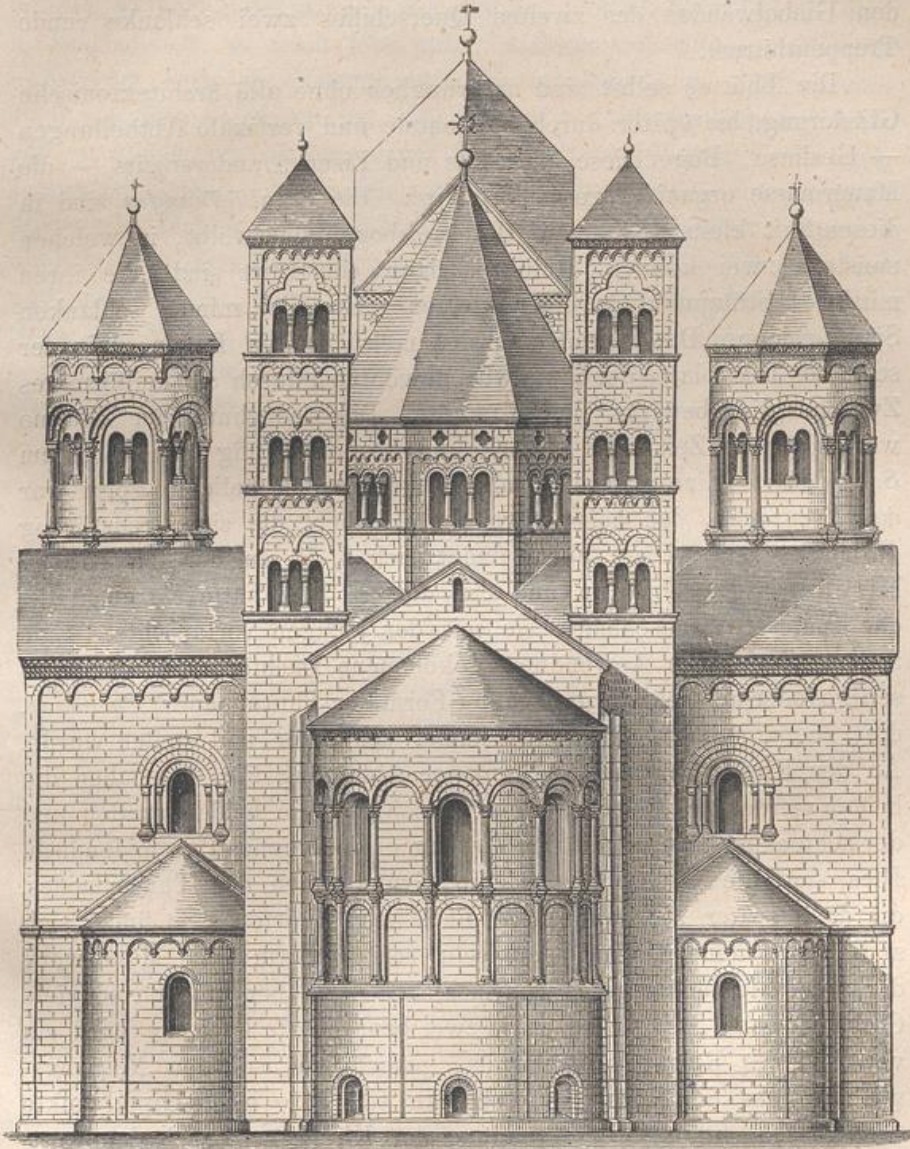


Fig. 47. Abteikirche zu Laach.

zu Laach unter Fig. 47 bei, die überhaupt das Muster einer klaren und bei strenger Gemessenheit doch lebendigen Gliederung der Mauerflächen ist. Hier wird der Chor durch zwei viereckige Thürme ein-

gefasst; auf der Durchschneidung von Langhaus und Querschiff erhebt sich ein breiter achteckiger Thurm; dies ist die östliche Gruppe. Die Westseite hat einen mächtigen viereckigen Hauptthurm und an den Giebelwänden des zweiten Querschiffes zwei schlanke runde Treppenthürme.

Die Thürme selbst sind ursprünglich ohne alle architektonische Gliederung, bis später durch horizontale und vertikale Abtheilungen — Gesimse, Bogenfriese einerseits und Lisenen andererseits — die Mauermaße organisch gegliedert wird. Die *Schallöffnungen* sind in dieser Zeit klein, von einem Halbkreisbogen überwölbt, in welchen meistens zwei kleinere Halbkreisbögen construiert sind, die ihren mittleren Stützpunkt in einer kleinen mehr oder minder schlanken Säule finden. Die Vermittlung des meist breiten Bogens mit der schmalen Deckplatte der Säule wird gewöhnlich durch ein keilförmiges Zwischenglied bewirkt, den *Kämpfer*. Die Bedachung der Thürme war in erster Zeit sehr einfach und bestand häufig nur aus einem *Satteldache*. Eine andere in manchen Gegenden beliebte Form war das *Kreuzdach*, das heisst zwei Satteldächer, die sich kreuzförmig durchschneiden. Diese Form findet sich z. B. an der Bustorfer Kirche in Paderborn und der dortige Dom hatte sie ebenfalls, ehe späterer Ungeschmack sie mit der jetzigen vertauschte. Eine andere vielfach in Anwendung gekommene Dachform ist die vierseitige (oder achtseitige, je nach der Form der Thurmmauer) *Pyramide*, die, zuerst stumpf, allmählich immer schlanker und steiler wurde. An der Kirche zu Laach (vgl. unsere Abbildung Fig. 47) haben die beiden viereckigen Ostthürme ein vierseitiges, die beiden runden und der achteckige Thurm auf der Vierung ein polygones Pyramidendach. Dies sind die wesentlichsten, die Grundformen des Thurmdaches, die dann später zu manchen Modificationen führten. So findet sich z. B. am Rheine vielfach eine sehr schöne Form: das Mauerwerk des vier- oder achteckigen Thurmes läuft nach oben in eben so viele Giebdreiecke aus; zwischen je zwei benachbarte Dreiecke wird ein verschobenes Rechteck construiert, jedoch mit solchem Neigungswinkel, dass die einzelnen Rechtecke sich in einem Gipfelpunkte treffen (vgl. auf unserer Abbildung der Kirche zu Laach den westlichen viereckigen Hauptthurm). Eine andere Form entsteht, wenn die Hauptthurmspitze auf den vier Ecken noch vier kleine Nebenthürmchen erhält. Das pyramidenförmige Dach des Thurmes nennt man wohl den *Helm*.

Die Modificationen sind also sowohl in der Austheilung, wie in

der Form der Thürme beim romanischen Styl sehr mannichfach. In den frühesten Zeiten scheinen runde Thürme (wie sie ja auch schon an den Ravennatischen Basiliken vorkommen) am meisten gebraucht worden zu sein. So zeigt es der Bauriss von S. Gallen aus dem 9. Jahrhundert; so noch jetzt unter anderen die Kirche zu Gernrode, der Dom zu Worms und der zu Mainz an der Ostseite. Bald zog man es jedoch vor, die Thürme mit quadratischem Grundriss zu bilden, um sie besser mit dem Kirchengebäude in Verbindung setzen zu können. So finden sich viereckige Thürme sowohl paarweise als auch einzeln (z. B. bei den Domen zu Paderborn und Minden) an den Façaden der Kirchen. Im südlichen Deutschland und der Schweiz trifft man häufig die aus dem Süden stammende Sitte, den Thurm isolirt neben dem Kirchengebäude aufzuführen; so z. B. der schöne Thurm der Johanniskirche in Gmünd an der Nordseite des Chores.

2. Andere Anlagen.

Die Basilikenform hat in ihren mannichfachen Gestaltungen den romanischen Kirchenbau zum grössten Theil beherrscht. Allein neben diesem Schema kommen, namentlich bei kleineren Pfarrkirchen in Städten wie in Dörfern, auch reducirte Grundrissanlagen vor. Diese kleineren Kirchengebäude sind meistentheils nur einschiffig, ohne Abseiten und Kreuzschiff; bisweilen mit Abseiten ohne Kreuzschiff; oder mit Kreuzschiff ohne Abseiten; manchmal mit Apsis, manchmal ohne solche, mit einfach geradlinigem Abschluss, oft auch mit Absiden, die in der Dicke der Mauer liegen und nach aussen nicht hervortreten. Immer aber werden die Kennzeichen des romanischen Styles in den dicken Mauern so wie in den halbkreisförmig überwölbten Thür- und Fensteröffnungen, und der Kleinheit der Fenster im Verhältniss zur Mauermaße hauptsächlich zu suchen sein. Bei diesen kleineren Landkirchen ist der Thurm meistens am westlichen Ende des Schiffes angebracht und enthält in der Regel die Vorhalle und darüber eine Empore, auch wohl wie zu Idensen bei Minden eine besondere Kapelle. Bisweilen aber erhebt er sich über dem Quadrat des Chores, z. B. an der Gertrudskirche zu Klosterneuburg, der Ruprechtskirche zu Völkermarkt u. a. m.

Eine wesentlich abweichende Bauform ist die, welche sich auf den Kuppelbau und die Centralanlage stützt. Man findet sie in verschiedenen Grundformen, in runder, quadratischer, polygoner

(Sechseck, Achteck, Zehneck, Zwölfeck). Doch kommen sie nur selten im Abendlande vor, zuweilen als Taufkapellen (*Baptisterien*), wie z. B. die Taufkapelle bei S. Gereon in Köln, meistens aber als Grabkapellen (*Karner*). Eine ziemliche Anzahl derartiger Kapellen weist Oesterreich, besonders Böhmen auf. So zu Mödling, mehrere zu Prag, zu Tulln (aus dem Elfeck), Znaim, Hartberg in Steiermark u. s. w.

Eine andere sehr eigenthümliche Bauanlage treffen wir im frühen Mittelalter in romanischer Zeit bisweilen an. Dies sind die *Doppelkapellen*. Man denke sich zwei über einander liegende Kapellen,

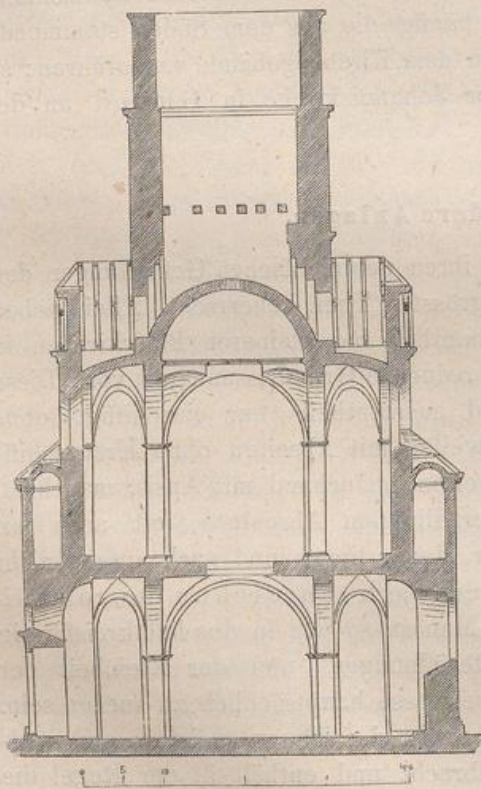


Fig. 48. Doppelkirche zu Schwarz-Rheindorf.
Querschnitt.

getrennt nur durch das Kreuzgewölbe. Wesentliches Merkmal einer solchen Anlage ist alsdann, dass in dem trennenden Gewölbe eine Oeffnung gelassen ist, durch welche den in der unteren Kapelle Anwesenden es möglich gemacht wurde, der in der oberen gehaltenen Messe beizuwohnen. Solche Doppelkapellen finden sich auf Burgen, wo der obere Raum für die Herrschaft, der untere für die Dienerschaft bestimmt war; oder in Nonnenklöstern, wo die Stiftsdamen den oberen Theil einnahmen, während die Laien, meistentheils wohl die Hörigen des Klosters, in der unteren Kapelle ihren Platz fanden. So die schöne Stiftskirche zu Schwarz-Rheindorf bei Bonn, die wir im Querschnitt (Fig. 48) mittheilen.

Die bis jetzt bekannt gewordenen Doppelkapellen, sämmtlich Deutschland angehörend, sind: die Burgkapellen zu Eger, Goslar, Nürnberg, Lohra, Landsberg, Freiburg, Coburg, Steinfurt in Westfalen; ausserdem eine im Luxemburgischen zu Vianden.

3. Gewölbebau.

Die einfachste Form des Gewölbebaues ist das *Tonnengewölbe*. Es ist nichts Anderes, als die im Halbkreise vollzogene Verbindung zweier *Linien*, während der Halbkreisbogen (schlechtweg *Rundbogen* genannt) dasselbe für zwei einzelne Punkte ist. Man kann es sich als halbirten Cylinder deutlich machen. Hat man nun zwei Mauern, die durch ein Tonnengewölbe mit einander verbunden sind, so wird man, wenn die Ecken der Mauern durch zwei andere Mauern verbunden, und diese Verbindungsmauern bis zum Anschlusse an das Gewölbe hinaufgeführt werden, hier eine halbkreisförmige Füllung erhalten, die man die *Schildwand* nennt; der umschliessende Bogen heisst *Schildbogen*. Ein solches Tonnengewölbe übt einen Druck auf die ganzen Flächen der beiden Mauern aus, auf denen es lastet.

In den Kirchen des südlichen Frankreich, wie z. B. S. Sernin zu Toulouse, Notre Dame zu Clermont, der Kathedrale zu Autun u. s. w., sind die Mittelschiffe mit derartigen Tonnengewölben bedeckt und von dort aus drang diese Constructionsweise auch nach Spanien, wo die Kathedrale von Santiago de Compostella ein bedeutendes Beispiel solcher Anlage bietet.

Anders verhält es sich mit dem *Kreuzgewölbe* (Fig. 49). Dieses entsteht dadurch, dass zwei Tonnengewölbe sich kreuzen und gegenseitig durchdringen. Es bleiben dann viersphärische Dreiecke, *Gewölbkappen*, übrig, die da, wo sie zusammenstossen, eine *Naht*, *Grüte* oder *Gierung* bilden, die zusammengenommen eine Kreuzform darstellen. Die Kreuzgewölbe haben nicht mehr ganze Wandflächen als Stütze nothwendig, sondern sie bedürfen nur vier einzelner fester Punkte — Pfeiler oder Säulen — auf denen sie ruhen. Durch sie ist also der Schub, der bei den Tonnengewölben auf die ganze Mauer geübt wurde, auf einzelne Punkte geleitet.

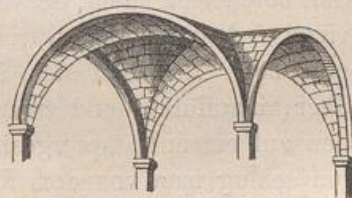


Fig. 49. Kreuzgewölbe.

Das *Kuppelgewölbe* setzt eigentlich eine runde Grundlage voraus und kann am Besten als halbirtes Kugel betrachtet werden. Die Kuppel auf viereckiger oder polygoner Grundlage aufzuführen, erfordert complicirtere Constructionsweisen. Es müssen entweder wie in der altchristlichen Zeit, namentlich im byzantinischen Style, zwischen die Pfeilerbogen Gewölbzwickel (*Pendentifs*) gemauert werden, die

man durch einen Gesimskranz abschliesst, um von diesem die Kuppel aufsteigen zu lassen; oder es werden vorkragende Bögen über einander ausgeführt, über welchen dann die Kuppel sich meist achteckig erhebt. (Solche Anordnung sieht man z. B. im Querschiff des Münsters zu Freiburg, Fig. 71, während die Oberkapelle von Schwarz-Rheindorf in Fig. 48 eine mehr byzantinisirende Anlage mit horizontalem Gesimskranz zeigt.)

Schon früh fing man nun an, den Gewölbebau, der zuerst vorzugsweise bei Anlagen von Krypten geübt worden war, bei den Basilikenbauten in Anwendung zu bringen. Die häufigen Brände, durch welche das Balkenwerk der Kirchen verzehrt wurde und beim Hinabstürzen dem Mauerwerke selbst Schaden brachte, mögen mitgewirkt haben zur Einführung dieser Neuerung. Man begann wohl zunächst damit, Chor und Kreuzschiff zu überwölben, wo man in den starken vier mittleren Pfeilern und den Umfassungsmauern kräftige Widerlager hatte. Es finden sich Kirchen des 12. Jahrh., bei denen der Raum des Chores allein gewölbt ist; andere haben Gewölbe im Chor und im Kreuzschiffe, während das Langhaus flachgedeckt geblieben; noch andere haben auch in den niedrigen schmalen Nebenschiffen Gewölbe, die dann dem hohen Mittelschiffe, das allein eine flache Decke besitzt, zu kräftigerem Widerlager dienen.

Sodann aber schritt man auch zur *Ueberwölbung des Mittelschiffes*. Hier boten sich mehr Schwierigkeiten. Die beiden Reihen der niedrigen Arkadenpfeiler waren nicht auf die Anlage von Gewölben berechnet. Man half sich, indem man einen um den andern Pfeiler höher hinaufführte und zwar als pilasterartige Wandverstärkung, die oben auf einem Kämpfergesimse das Gewölbe aufnahm (vgl. Fig. 50). Nun schlug man von dem Kämpfer aus einen breiten *Quergurtbogen* (*Transversalgurt*) nach dem des gegenüberstehenden Pfeilers. Hatte man so mehrere Pfeiler durch Querbänder verbunden, so führte man ähnliche Gurten, der Längsaxe des Gebäudes nach, von einem Pfeiler zum andern, *Longitudinalgurten*, und erhielt auf diese Weise oben lauter im Quadrat errichtete Gurtbänder, in die man nun die Füllung der Gewölbe leicht hineinsetzen konnte.

Einen weiteren Schritt der Entwicklung that die Architektur, als man begann, auch den Diagonalverbindungen eine festere Construction in Gestalt von straffen, zumeist runden *Kreuzrippen* (*Diagonalrippen*) zu geben. Hierdurch wurde es möglich, das Gewölbe, das anfangs aus schweren $1-1\frac{1}{2}$ Fuss dicken Bruchsteinen gebaut wurde und sich selbst tragen musste, immer dünner (bis zu 4—5 Zoll

Dicke) anzulegen, es aus immer leichterem Material, Tuff- und Ziegelsteinen, zu construiren und es mehr als bloße Füllung jenes Rippenwerkes zu behandeln. Der Durchschneidungspunkt der Kreuzrippen (der *Scheitel* des Gewölbes) wurde zu einem runden, nachmals oft reich verzierten *Schlussstein* ausgebildet. Später — wir wollen das hier anticipiren, obwohl es erst der gothischen Epoche angehört — ging diese Theilung des Gewölbes noch weiter und führte zu den *Sterngewölben* und noch complicirteren Constructionen. Es ist

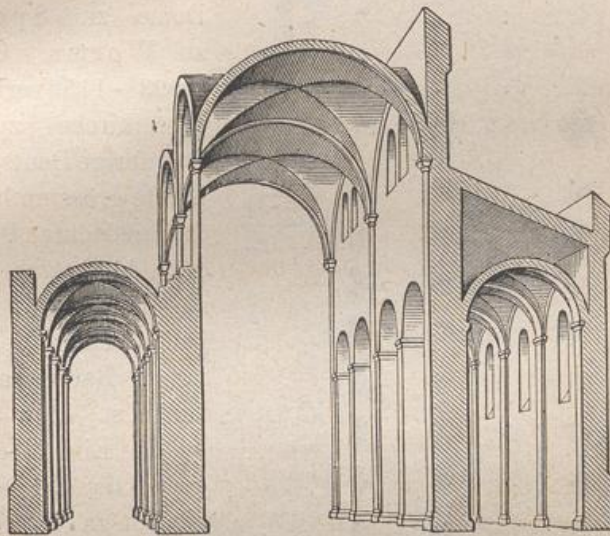


Fig. 50. Romanisches Gewölbsystem.

jedoch hierbei zu bemerken, dass nicht alle Kreuzrippen wirklich tragende Glieder sind; man findet in spätromanischen Bauten sie vielfach als bloße *Zierrippen* dem Gewölbe gleichsam angeklebt.

Mit der Ausbildung der Gewölbe ging auch die der Gewölbe-träger, der Pfeiler, Hand in Hand. Der Pfeiler, anfangs schlicht viereckig, wurde nun ausgeeckt, ausgekehlt, und in die so entstandenen Ecken stellte man Halbsäulchen und Ecksäulchen (Fig. 51), aus deren Deckplatte die Kreuzrippen hervorzukommen scheinen, während kräftigere vor die Pfeilerflächen gelegte Halb- oder Dreiviertelsäulen den Quergurten zur Stütze dienen.



Fig. 51.

Beiläufig mag noch erwähnt werden, dass die *Intrados* des Gewölbes (d. h. nach dem Innern der Kirche gekehrten Flächen — im Gegensatz zu den *Extrados* —) häufig mit Wandmalereien bedeckt wurden.

Das System der gewölbten Basilika tritt in Deutschland, wie es scheint, erst gegen Anfang des 12. Jahrh. in's Leben, und zwar sind

es zuerst rheinische Bauten, an denen die Wölbung des ganzen Schiffes sich findet. Der Dom zu Mainz wurde vermuthlich nach dem Brande vom J. 1081 gewölbt. Ihm folgten die Dome zu Speyer und zu Worms. Gleichzeitig (1093—1156) erhob sich die Abteikirche zu Laach. Das übrige Deutschland verharrte grösstentheils bei der flachgedeckten Basilika, und erst 1172 gab der Dom zu Braunschweig ein bedeutendes Beispiel der neuen Bauweise, welches zunächst zur nachträglichen Einwölbung flachgedeckter Kirchen (Stiftskirchen zu Gandersheim und zu Wunsdorf) führte. Wir geben unter Fig. 52 den Grundriss des Doms zu Speyer, um die Art der Disposition eines romanischen Gewölbebaues zu veranschaulichen, namentlich um zu zeigen, wie auf jedes grosse Gewölbquadrat des Mittelschiffes zwei kleinere in beiden Seitenschiffen kommen. Am Oberrhein sind als Gewölbanlagen die Kirchen

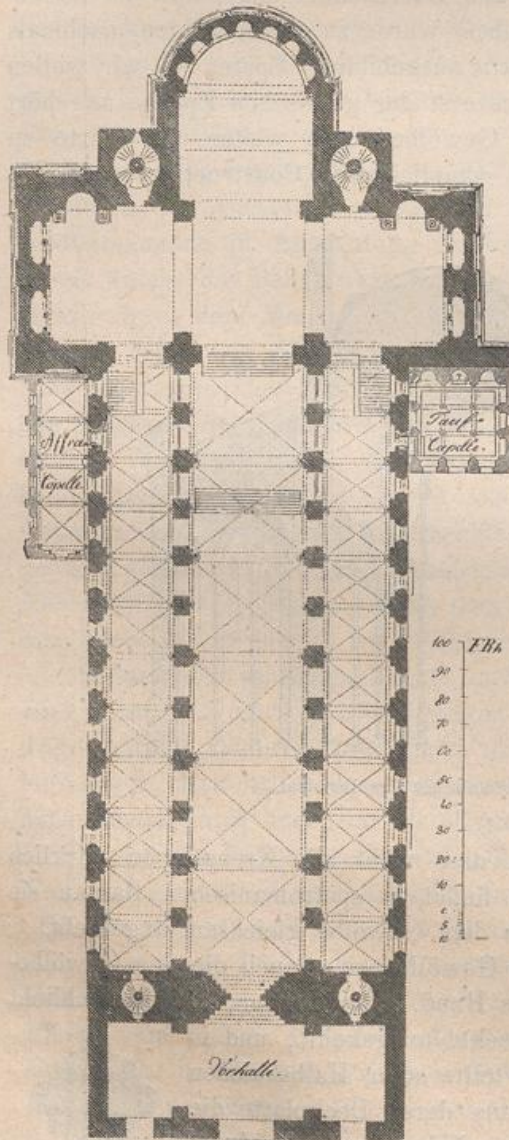


Fig. 52. Dom zu Speyer, Grundriss.

zu Rosheim, S. Fides zu Schletstadt, die Abteikirche zu Murbach (vergl. Fig. 29) und die Kirche zu Gebweiler im Elsass zu nennen; in Schwaben ist die Stiftskirche zu Ellwangen eine

ansehnliche Gewölbanlage, in Bayern gehört S. Michael zu Altstadt bei Schongau hierher.

Mit dieser neuen grossartigen Entwicklung verband [man am Rhein noch die Anlage einer erhöhten *Kuppel* über dem Mittelquadrat des Querschiffes, welche nach aussen meist als imposanter



Fig. 53. S. Aposteln zu Köln. Ostseite.

achteckiger Thurm hervortritt. So an S. Aposteln zu Köln (Fig. 53), wo der Kuppelthurm, durch eine Laterne bekrönt, von zwei runden, oben in's Achteck übergehenden Treppenthürmen flankirt, eine imposante Gruppe bildet, zu welcher der hohe massenhafte viereckige Westthurm einen charakteristischen Gegensatz bildet. Durch *Gewölb-*

zwickel, d. h. kleine, in die vier Ecken gespannte Kappen, wird der Uebergang aus dem Quadrat in's Achteck bewirkt. Diese Kuppeln erhalten meist ein seitliches Oberlicht mittelst eines Kranzes von Fenstern in den Umfassungsmauern.

Eine der wichtigsten Umgestaltungen erfuhr die Baukunst durch die Aufnahme des *Spitzbogens*. Wollte man zwei Punkte durch den Rundbogen verbinden, so war nur der eine Halbkreisbogen zwischen ihnen denkbar. Nahm man aber statt dessen zwei Kreissegmente und setzte dieselben mit dem einen Ende auf den betreffenden Pfeiler, so erhielt man den sogenannten *Spitzbogen* und mit ihm die Möglich-

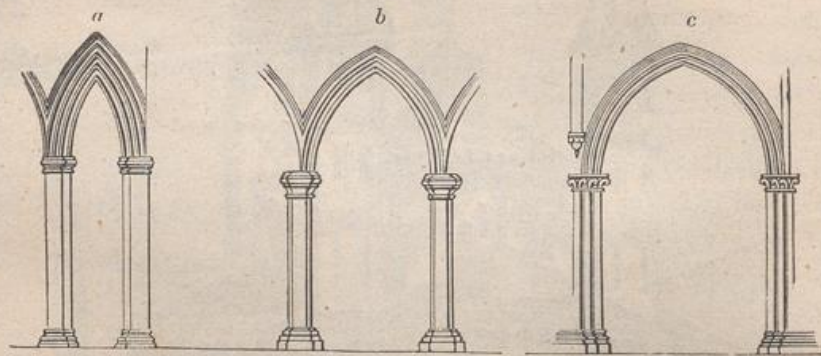


Fig. 54. Spitzbogenformen.

keit, zwei Punkte in beliebiger Höhe mit einander zu verbinden. Der Spitzbogen kann nämlich erstlich ein *gleichseitiger* sein (Fig. 54 b), d. h. ein aus dem gleichseitigen Dreieck construirter, bei dem der Mittelpunkt des Kreises, aus dessen Segmenten der Bogen beschrieben ist, im Fusspunkte des andern Bogens liegt.

Rücken die Mittelpunkte der Kreise zwischen die beiden Fusspunkte (Stützpunkte), so entsteht ein *stumpfer* Spitzbogen (Fig. 54 c); rücken sie ausserhalb derselben, so erhält man den *steilen* oder *lanzettförmigen* Spitzbogen (Fig. 54 a). Während es selbstredend zwischen zwei Punkten nur einen gleichseitigen Spitzbogen geben kann, ist die Zahl der stumpfen und steilen eine unendlich grosse.

Nachdem die Baukunst diese neuen Erfindungen gemacht hatte, waren alle Elemente zu einem neuen Style gegeben. Das war der *Gothische*.